
Daniel

und

andere Geschichten

aus der Zeit vor

der Wende

Michael Vogel

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2509

Das Debüt von Michael Vogel lenkt, gegen den dominierenden Trend, den Blick zurück in die Zeiten vor der deutschen Vereinigung. Damals gab es nicht nur tiefe Provinz in der Bundesrepublik, sondern auch tiefste Provinz: die Städte und Dörfer im Zonenrandgebiet. Aus dieser Gegend, genauer: aus der Nähe von Hof, stammt Daniel, der Hauptprotagonist der titelgebenden Erzählung. Er lebt zwar nun in München, doch seine Bekannten sind ebenfalls Zugereiste. Es hat sie nach München verschlagen, wo jeder sein Leben wie nebenbei lebt. Man verabredet sich, man trifft sich, man verpaßt sich, man beschimpft sich – all dies auf der Suche nach dem, was der eigenen Person, dem eigenen Leben und dem Zusammenleben eine Form geben könnte: ein vergebliches Unterfangen.

Michael Vogel

Daniel

und

andere Geschichten

aus der Zeit

vor der Wende

Suhrkamp

2. Auflage 2015

Erste Auflage 2007

edition suhrkamp 2509

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12509-0

Daniel

und

andere Geschichten aus der Zeit
vor der Wende

Ferdinand

Traurig sitz ich am Eisenbahngleis
Seh dem Zug hinterher, noch ein kurzes Stück
Dann ist er verschwunden

Bob Dylan

»Ein kleines Gärtchen – nicht sehr groß, gerade soviel, daß ich ein oder zwei kleine Beete anlegen kann und einen Baum pflanzen, einen Strauch, eine Hecke. Ich könnte mein eigenes Gemüse ziehen, meine persönlichen Blumen.«

Ferdinand steht in der Bahnhofshalle am Automat und wartet. Er wartet, daß das Gerät die Paßbilder ausspuckt, die er gerade von sich hat machen lassen. Er braucht sie nicht, von keiner Behörde sind sie angefordert worden, keiner Bewerbung sind sie beizufügen. Er macht beinahe täglich Fotografien von sich, und meistens läßt er das die Automaten in Kaufhäusern und Bahnhofshallen tun. Er bevorzugt diese Apparate, weil er da, wenn es blitzt, das Gesicht zu den schönsten Grimassen verziehen kann. Zu Hause hat er eine ganze Schublade voller Fotos, die auf diese Weise entstanden sind: der ernst aussehende Ferdinand, der verschmitzt grinsende Ferdinand, der fröhlich lachende Ferdinand. Der böse stierende, gierig lechzende, weise blickende. Der verachtende, der abschätzende, der distanziert sinnende, der nachdenkliche Ferdinand. Wenn er die Fotos in einem Studio anfertigen läßt, kann er sich solche Mätzchen nicht leisten. Das wäre ihm peinlich.

Bevor er zweimal im Monat in ein Atelier geht, läßt er zunächst die Haare schneiden und wäscht sich sorgfältig, zieht ein weißes Hemd an und bindet eine Krawatte um.

Wenn er dann auf dem Hocker vor der Kamera sitzt, schaut er dort hin, wo er dem Fotografen zufolge hinsehen soll, sein Gesicht bleibt dabei unbewegt. Aus Ateliers stammen die Bilder, auf denen Ferdinand besonders zeitgemäß aussieht, könnte man sagen.

»Wirsing würde ich anbauen und Rucola. Rapunzel, vielleicht auch etwas Sellerie. Im Blumenbeet kämen Stiefmütterchen und Veilchen oder Anemonen zu Pracht und Blüte. Ich wäre der Anleger, der Gärtner.«

Der Automat spuckt. Die Bilder fließen als Karte aus dem Schlitz. Auf der Karte ist viermal Ferdinands Gesicht zu sehen, heute mit dem von ihm versuchten Blick eines Bärenfängers. Zufrieden mit dem Ergebnis, bläst er gegen die Karte, denn sie ist vom Entwickeln noch feucht.

»Wenn ich nur etwas hätte, was ich als von mir erschaffen vorweisen könnte. Einen Garten, ja, doch bräuchte es nicht unbedingt ein Stück Erde zu sein. Es könnte auch etwas anderes sein. Ich könnte nach Wasser graben, für einen Brunnen mit wasserspeienden Porzellanfiguren und schwimmenden Schwänen, von mir entworfen und gestaltet.«

Ferdinand schlendert durch die Halle, die Karte in seiner Brieftasche. Er sieht die Gesichter der Menschen, die links und rechts an ihm vorbeiziehen. Er kennt sie genau, diese Gesichter. Sie sind ihm vertraut, wie die Frau, zu der er gleich gehen wird. Mit wohligem Behagen stellt er fest, daß er alle diese Gesichter nachmachen könnte. Wenn er manchmal, selten, ein neues Gesicht sieht, freut er sich. Er prägt es sich ein und rennt nach Hause, so schnell er kann. Dort stellt er sich vor den Spiegel, bis ihm seine Gesichts-

muskulatur soweit gehorcht, daß er das einstudierte Gesicht vom Automaten verewigen lassen kann. Dann legt er es zu den anderen in die Schublade.

»Es bestünde ja auch die Möglichkeit einer Reise in die Welt, in die weite Welt. Mit dem Schiff oder im Flugzeug. Oder eine Tour mit dem Fahrrad in die Berge. Man muß ja nicht unbedingt etwas absolut Neues erschaffen. Wenn nur dieses spröde Einerlei nicht wäre. Ein Tag vergeht wie der andere.«

Ferdinand ist es, der sich jetzt an einem Stand, nicht weit vom Fahrkartenschalter entfernt, eine heiße Wurst kauft und sie im Stehen ißt. Gleich beim ersten Biß tropft ihm Senf auf seinen Mantel. Gelassen wischt er mit der Serviette über den Fleck, verschmiert ihn dabei. Er kauft sich auch ein kleines Bier, das er in einem Zug austrinkt.

»Ich werde Zeichenunterricht nehmen, an einem Töpferkurs teilnehmen, mich in fremde Religionen einweisen lassen. Ich werde Wege der Veränderung suchen. Ich werde versuchen, etwas aus mir zu lösen und es der ganzen Welt zugänglich machen, die Menschen sollen von dem, was ich ihnen gebe, Bereicherungen finden für den Lauf ihrer eigenen Geschichte. Und ich werde mit heilenden Energien in Kontakt kommen.«

Der Tabakhändler neben dem Imbißstand fragt nach der Marke, denn Ferdinand hat nur »Zigaretten« verlangt. Aus Spaß, um etwas Außergewöhnliches zu tun, verlangt er die Marke, die es gab, als er dreizehn war, »Lux Filter«. Die gibt es aber nicht mehr. Er wird traurig und verlangt die Marke, die er immer raucht.

Weil er noch Zeit hat, schlendert er am Wartesaal vorbei zur

Toilette. Dort betrachtet er vor dem Spiegel sein Gesicht. Er trägt den Hut, den er sich gekauft hatte, als er Humphrey Bogart fotografiert hatte. Sein Kopf ist viel zu klein für ihn. Er nimmt ihn ab und wischt sich mit dem Taschentuch über die Stirn, als ob er schwitze.

Er schwitzt aber nicht.

»Ein Haus bauen, mit den eigenen Händen. Zwei Stockwerke mit je fünf Zimmern. Alles selbst machen: mauern, verputzen, die Elektrizität, die Heizung und Installationen, alles. Auch das Streichen und Tapezieren.«

Ferdinand verläßt den Bahnhof. Heller Sonnenschein sticht ihm in die Augen, es schmerzt ein wenig. Er beschützt sie mit der rechten Hand, wie die Bergsteiger in den Heimatfilmen. Seine Sonnenbrille hat er nicht dabei. Es wäre eine mit tief-schwarzen Gläsern und extrabreiten Bügeln, wie Blinde sie tragen.

Daniel

Hast du dort oben vergessen auf mich?
Es sehnt doch mein Herz auch nach Liebe sich
Du hast im Himmel die Englein bei dir!
Schick doch einen davon auch zu mir.

Daniel Hausmann stand am Fenster. Es war ein langweiliger Samstagnachmittag. Mäßig war der Verkehr auf der Straße draußen. Es schneite ein wenig. Eine alte Frau führte ihren Hund aus. Sie mußte in der Gegend wohnen, er sah sie oft vorübergehen. Und wie immer konnte er sich an ihrer Erscheinung nicht sattsehen. Sie war nicht sonderlich groß, auch nicht besonders dick, vielleicht wohlgenährt, aber nicht dick. Sie blickte grimmig, starr und teilnahmslos. »Was hat diese Frau alles erlebt«, fragte er sich, »bis sie die wurde, die sie ist?« Seine Vermutungen gingen von einer Aufseherin im Konzentrationslager bis zur Flüchtigen aus der Sowjetunion. Sie ging sehr aufrecht. Zu aufrecht, wie er meinte, denn der aufrechte Gang ließ sie kleiner erscheinen, als sie war. Der grüne Mantel reichte ihr bis an die Knöchel. Sie trug feste schwarze Lederstiefel. Den Kopf wärmte eine stabile, unauffällige Pelzmütze. Der Hund war von undefinierbarer Rasse. Sie hielt ihn an der kurzen Leine, und er ließ es sich nicht einfallen, daran zu ziehen. Denn die kleine Reitgerte, die sie in der Faust hielt, schwebte ständig über ihm. In Statur und Physiognomie ähnelte er seiner Herrin auf sonderbare Weise. Trotz des Schneefalls konnte Daniel für kurze Zeit ihr Gesicht etwas genauer sehen. Gerne hätte er es sich einmal länger angeschaut, um herauszufinden, warum er immer so fassungslos wurde, wenn er sie sah. Das Gesicht wirkte ausdruckslos,

doch ihre Gestalt hob das wieder auf. Sie ging aufrecht und kraftvoll.

Als die Alte aus seinem Blickfeld entschwunden war und auch sonst nichts von dem, was sich draußen abspielte, seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ging er wieder zum Tisch mit den astrologischen Büchern zurück. Er war dabei, sein Horoskop auszuwerten, fand aber keine Ruhe. Die Zeichnung lag auf dem Tisch. Zwanzig Mark hatte sie gekostet. Einschließlich Analyse hätte er zweihundert zahlen müssen. Das war ihm zu teuer gewesen. Er hatte sich astrologische Fachliteratur besorgt und wollte selbst analysieren.

Das wurde ihm dann aber zu langweilig. »Wahrscheinlich bin ich unter ganz schlechten Sternen geboren«, dachte er und schob das astrologische Zeug auf die Seite. Laut hörte er die Sirene eines Feuerwehrautos. »Irgendwo brennt es«, vermutete er ohne sonderliche Erregung. »Ein Zimmerbrand wütet, ein Heim steht in Flammen, es herrscht ein Inferno.« Er stellte sich wieder an das Fenster, sah drei Feuerwehrautos mit hohem Tempo vorbeifahren. »Es brennt«, wiederholte er gelangweilt. Ein Polizeiauto ohne Sirene fuhr der Feuerwehr hinterher. Gedankenverloren nahm Daniel die Schneekugel vom Fensterbrett und schüttelte sie kräftig. »Rosebud, Rosebud«, flüsterte er und versetzte sich dabei in Gedanken nach Hollywood. Fasziniert beobachtete er das Schneegestöber, das er angerichtet hatte. Ein bärtiger alter Mann mit Halbglatze und weißen Haaren, einen übergroßen Schlüssel in der Hand, und ein Engel im kurzen Hemd standen im Schneesturm. Als der weiße Gieß auf den Grund der Kugel zurückgesunken war, schüttelte er von neuem, und wieder und wieder. Er hatte sich die Schneekugel gekauft, nachdem er den Film *Citizen Kane*, von dem er sehr beeindruckt gewesen war, gesehen hatte. Orson Welles in der Rolle des Charles Foster Kane hatte

ihm imponiert. Er erreichte die höchsten Weihen der Existenz, bevor er abstürzte. Gerne fügte er sich in solch ein Schicksal, wie es im Film erzählt worden war. Er, Daniel, würde aber nicht abstürzen. Das wußte er. Er würde alles ganz anders machen.

Der Nachmittag verging, wie der Vormittag vergangen war. Wie der Tag gestern vergangen war, wie sein bisheriges Leben vergangen war: Schauend, vergleichend, nachdenklich. Durch die Schneekugel hindurch sah er hinaus auf die Straße, konnte aber nichts erkennen, weil das gebogene Glas alles verzerrte. Als sähe er durch die Brillengläser eines sehr Kurzsichtigen. Alles verschwamm, allein der weiße Griefß und die beiden Figuren traten deutlich hervor. Das Fensterbrett war voller Staub. Nur die Stelle, an der die Schneekugel gestanden hatte, war frei davon. Dorthin stellte er sie wieder zurück. In die Staubschicht schrieb er etwas mit dem Zeigefinger.

»Wir wollen ein Tor sehn, zwei, drei, vier, so wunderschön. Wir wollen ein Tor sehn.« Sein Haus lag nicht weit weg vom Fußballstadion. Am Abend wurde das Pokalspiel ausgetragen, zu dem schon die ersten Schlachtenbummler eintrafen. Fahنشwingend und Bierdosen in der Hand, strebten sie auf die Arena zu. Auch er ging manchmal dort hin, unregelmäßig, selten. Schlecht war es nicht, sich als einer unter vielen tausend Menschen zu erleben, die am selben Ereignis teilhatten. Doch für gewöhnlich verfolgte er Fußball lieber am Radioapparat, weil er sich gerne von der Begeisterung einfangen ließ, die ein guter Fußballkommentator vermitteln kann. Unter den Schlachtenbummlern waren höchst exotische Figuren. Wie Krieger einer phantastischen Armee kamen sie daher. Die Gesichter waren mit den Farben ihrer Vereine bemalt. In den Händen hielten sie Gasfläschchen,

die an eine Hupe angeschlossen waren, sie produzierten die Fanfaren zu den Schlachtgesängen. Ein kleiner Daumen- druck aufs Ventil genügte, um sie in Gang zu setzen. Es paßte Daniel ganz und gar nicht, daß die Schlachtenbummler diese Gasfläschchen mit sich führten. Er hätte es lieber gehabt, wenn die Fanfaren mit dem Mund geblasen worden wären. Er verabscheute diese Dinger, welche die Kraft der Lunge ersetzten, sie hatten seiner Meinung nach etwas mit Schwäche zu tun. Echte Trompeten hätten die Schlachtenbummler dabei haben sollen, und Trommeln. »Kulturlosigkeit fängt bei den automatischen Instrumenten an«, dachte er.

Wie immer bei einer Großveranstaltung erschienen jetzt Ordner, die den Verkehr regeln sollten, denn auf der anderen Straßenseite befand sich die Einfahrt zum Besucherparkplatz. Es waren abgerissene Gestalten, die kurzfristig eingestellt worden waren. Sie zeigten keine große Begeisterung für ihre Arbeit. Sie stolperten müde und träge gestikulierend zwischen den Fahrzeugen herum und versuchten, Richtungen anzuweisen. Denn nicht alle Autos wollten zum Parkplatz. Daniel beobachtete das Geschehen sehr aufmerksam. Auch wenn das Ordnungspersonal qualifizierter gewesen wäre, hätte es Probleme gegeben, den Verkehr zu strukturieren. Die Autos, die zum Parkplatz wollten, kamen aus allen Richtungen. Doch die Einfahrt war schmal. So kam es zu Staus. Diejenigen, die durch die Straße wollten, wurden behindert, denn sie konnten nicht überholen und mußten warten, bis sie endlich weiterfahren konnten. Später kamen Verkehrspolizisten und bedienten die Ampel, die nur zu besonderen Anlässen in Betrieb genommen wurde. Wenn sich jetzt ein Autofahrer nicht an die Ordnung hielt, wurde er mit einem schrillen Ton aus der Trillerpfeife ermahnt.

Dann wurde es dämmrig. Daniel schaltete das Licht ein. Um das, was draußen vor sich ging, kümmerte er sich nicht mehr. In kleinen Schritten lief er in seiner Behausung herum, von der Stube zur Kochnische, ins Badezimmer. Für diesen Rundgang benötigte er zwei Minuten. Er wiederholte ihn einige Male. Alles war eng und klein. Gegen den Lärm von draußen schaltete er das Fernsehgerät ein. Bezeichnenderweise lief gerade eine Sportsendung. Über das Fußballspiel am Abend wurde gesprochen. Ein Filmbeitrag zeigte den Verkehr am Stadion. Daniel sah den Stau vor seinem Haus. Er sah sein Haus. Für einen winzigen Augenblick konnte er sogar sein erleuchtetes Fenster sehen, bildete er sich ein. Sein Herz schlug höher. Er kniete sich vor den Bildschirm und starrte hinein. Der Reporter stand auf dem Stadionrasen. Schnee rieselte auf ihn herunter: »... doch dank der im Boden installierten Rasenheizung können wir davon ausgehen, daß das Spiel auf einem optimalen Platz stattfinden wird.«

Was sollte er tun?

Was jetzt im Fernsehen gezeigt wurde, interessierte ihn nicht mehr. Für gewöhnlich löste er Kreuzworträtsel, wenn er vor einem langweiligen Fernsehprogramm saß. Dafür hatte er jetzt aber keine Lust. Er wollte schnell entscheiden, was er nun machen sollte. Doch mit den Entschlüssen war das bei ihm so eine Sache. Sie kamen nicht schnell, und hinterher bedauerte er sie immer.

Er griff blind in die Bücherkiste neben sich am Boden. Sie war groß und dominierte den Raum stärker als das Fernsehgerät. Schon oft hatte er sich vorgenommen, ein Regal zu kaufen, bis jetzt war er aber noch nicht dazu gekommen. Nie hatte er genügend Geld für diese Anschaffung. In der Kiste waren die Bücher, die er von zu Hause mitgebracht hatte. Alles mögliche lag darin: die gesammelten Werke

von Mao Tse Dong, nie gelesen, aber oft zitiert, die Ripley-Romane von Patricia Highsmith, einiges von Hesse, von Handke und viele Biographien und Autobiographien.

Ich hatte einst ein schönes Vaterland. Er hielt die Memoiren von Lotte Eisner, einer großen Dame des Films, in den Händen. Der Lärm von draußen wurde immer stärker. Daniel stellte sich die alte Frau mit dem Hund vor, wie sie zwischen den fuchtelnden Verkehrsreglern und den Autos, die Gerte wie einen Taktstock schwingend, ihren Weg ging.

Blaßblaue Libellen sterben um das Abendrot
wenn die Wolken sich färben
taumeln sie in den Tod

Was hatten diese Zeilen auf Seite einundzwanzig, die er blind aufgeschlagen hatte, mit der alten Frau und ihrem Hund zu tun? In seiner Vorstellung wurde sie immer größer und unheimlicher, je mehr er sich dagegen wehrte. Ihr Gesichtsausdruck: mißmutig und streng. Die aufrechte, fast starre Körperhaltung. Die Gerte, mit der sie züchtigen konnte. Hatte sie ein schönes Vaterland gehabt, oder war sie aus dem Paradies vertrieben worden? Gab es einen geliebten Mann in ihrem Leben? Wessen Mutter war sie? Wessen Schwester? Wessen Kind? Wessen Frau?

Das surrende Telefon riß ihn aus seinen Gedanken.

»Hausmann!« Französisch sprach er seinen Namen aus: »Oßmann«, teils, weil er ihm in dieser Version besser gefiel, teils weil man ihn so mit dem osmanischen Reich in Verbindung bringen konnte. Kemal Atatürk. »Hallo, hier ist Henry, grüße Dich!« Henry war ein guter Bekannter. Mit dem Wort »Freund« ging Daniel sparsam um. Eigentlich bezeichnete er keinen Menschen als seinen Freund. Er mochte es auch nicht, wenn man ihn für einen hielt. Irgendwann am Wochenende rief Henry gewöhnlich an. Er wollte dann etwas unternehmen. Während der Woche war er völlig von sei-

ner Arbeit in der Schadensabteilung einer Versicherungsgesellschaft absorbiert. Sie hatten keine wirkliche Beziehung, aber weil sie sich nur auf einige Stunden am Wochenende beschränkte, eine eher dauerhafte. Nur trinken durfte Daniel nichts, wenn er mit Henry ausging. Denn immer, wenn Daniel trank, in der Regel Bier, flogen seine Gedanken davon, und mit ihnen der Glaube an die Wirklichkeit des Bestehenden. Was er dann von sich gab, konnte niemand nachvollziehen, schon gar nicht der nüchtern denkende Henry. Für Daniel war es besser, wenn er keinen Alkohol zu sich nahm. Betrunkenerdachte er sich eine andere Welt, in der es wenig Vegetation gab. Nur Formen, Konstrukte und Figuren. Daraus ließ er das Leben neu entstehen. Es existierte dann niemand mehr, dem er sich verständlich machen konnte. Je mehr er seine Gedanken erklären wollte, desto verworrener wurde sein Gerede. ».... hallloo, wie geht's!«

Die meisten machen ein kleines Ritual daraus, wenn sie einen Menschen anrufen, der ihnen nahesteht, und warum sollte es bei Henry und Daniel anders sein? Der kurzen Namensnennung von Daniel (Oßmann) folgte sofort, wie aus der Pistole geschossen, die Erwiderung von Henry: »HallohieristHenry, Grüßdich«! Daniel ließ sich Zeit. Dann kam ein langgezogenes »haalloohh« von ihm. Er hatte es sich angewöhnt, ein »Wie geht's?« anzuhängen, worauf Henry ein »Gut, und Dir?« erwiderte. Zur Sache kam man dann für gewöhnlich noch lange nicht. Es wurden erst Banalitäten ausgetauscht, wofür die Wetterlage, die Verdauung, die Schlagzeilen der Tageszeitung oder andere Sensationen aus dem Alltag herhalten mußten. In der Art und Weise, wie er das alles zur Sprache brachte, machte der Anrufer den Grund für den Anruf deutlich. Bei einem Anruf sofort auf den Punkt zu kommen, war eine Verletzung des Rituals. Daniel

hatte Henrys Telefonate schon öfter analysiert. Es bereitete ihm Vergnügen, das Anliegen des anderen im voraus zu erraten. Auch heute war es so.

Henry antwortete: »Mir geht es gut, dir hoffentlich auch. Schneit es bei dir?«

Daniel: »Ja, ziemlich, und auf der Straße geht's drunter und drüber. Heute abend ist das große Fußballspiel.«

Er wußte, was Henry ihn jetzt fragen würde.

Henry: »Und du gehst nicht hin?«

Genau diese Frage hatte er erwartet.

Daniel: »Nein, es ist zu kalt, und außerdem soll es Schlägereien geben. Viel Polizei ist vorgefahren.«

Jetzt hätte Henry wissen müssen, daß Daniel vor hatte, auszugehen. Erstens wegen des Lärms vor seiner Wohnung, der sich ja nach dem Spiel wiederholen würde, und zweitens weil er gesagt hatte, daß er nicht ins Stadion gehe. Ein ruhiger Abend zu Hause war unter solchen Umständen auszuschließen. Er reagierte auch entsprechend.

Henry: »Willst du was unternehmen?« Er sagte nie: »Ich würde gerne ausgehen«, sondern fragte lieber: »Willst du ausgehen?« Nie übernahm er die Initiative für den Verlauf des Abends, war lieber Mitläufer. Selbst wenn er genau wußte, wohin er wollte, fragte er: »Willst du ins . . . gehen?« Nicht immer fühlte sich Daniel in Henrys Begleitung wohl. Ihm war dann, als stünde er unter Zugzwang, und das war ihm unangenehm. Wie schon gesagt: Er war kein Mensch der schnellen Entscheidungen. »Ja, schon.«

Einen Vorschlag für eine gemeinsame Unternehmung machte er allerdings nicht. Er schloß die Augen und sah die Alte mit dem Hund, wie sie die Peitsche schwang.

Henry blieb sich treu: »Ja, und wo hast du dir gedacht, daß du hingehen willst?«

Daniel auch: »Ich weiß es nicht.«

Das Telefon in der Hand, wanderte er im Zimmer umher. Er stellte sich ans Fenster, sah hinaus. Ihn schauderte. Der Verkehr erreichte jetzt, eine halbe Stunde vor Beginn des Fußballspiels, seinen Höhepunkt. Er stellte den Apparat auf das Fensterbrett, nahm die Schneekugel, schüttelte sie kräftig. Henry fing an zu plappern: »Übrigens war ich heute in der Fußgängerzone, ich habe mir die Kamera gekauft, von der ich dir erzählt habe, die vollautomatische Spiegelreflex. Man braucht nichts mehr einzustellen und bekommt trotzdem gestochen scharfe Bilder, auch bei wenig Licht.«

Daniel interessierte sich nicht im geringsten für Fotoapparate. Erhielt Henrys Gerede für einen Vorwand, weil er keinen Vorschlag für den Abend machen wollte. Er spielte auf Zeit. Es war Daniel, der sagen sollte, wohin. Und aus Langeweile und Ungeduld tat er es dann auch. »Treffen wir uns um halb neun im ›Vollmond‹.« Da er es so kurz angebunden sagte, wußte Henry vor Überraschung im ersten Augenblick nicht, was er antworten sollte.

»Um halb neun im ›Vollmond‹ ist gut. Wenn es dir dann dort nicht gefällt, können wir ja woanders hingehen.« Erleichterung schwang in seiner Stimme. Daniels Vorschlag akzeptierte er wie einen Befehl.

»Na dann, bis später.« Auch Daniel war erleichtert. Aber er spürte, daß er schlechte Laune bekam. Schnell beendete er das Telefonat und ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Inzwischen war es draußen finster. Auch der Verkehr hatte sich beruhigt.

Als er Daniel anrief, lag Henry auf seiner Schlafstelle, einer zwei mal zwei Meter großen Matratze. Nur hier, ganz nahe am Boden, schlief er ruhig und zufrieden. In ein normales Bett konnte er sich nicht legen. Die Angst herauszufallen, war zu groß. In ein Bett legte er sich nur, wenn es keine an-